

(Nachdruck verboten.)

22]

## Der Wittiber.

Von Ludwig Thoma.

Benzi schaute ihren Herrn ehrlich an und gab aufrichtig Antwort:

„Siehst, i that da 's gern sag'n, bal i oan g'habt hätt. Aba es si it austroffa . . .“

„Geah zua, so a sauber's Madl wia du werd na leb'n wia'r an alte Wetschwesta!“

„Mi sagt it vo dem, und dös laugn' i aa gar it, daß i früherzeit'n mit an Bursch'n was z' thoa g'habt ho, aba dös is scho a guate Zeit her, und in Kollbach übahaupts it . . .“

„Wia lang is na dös her?“

„Ja, weit über 's halbi Johr, und der lasset si 's wohl net g'falln, bal i eahm o'geb'n that.“

„P'finn di no a wengl, vielleicht is 's do it so lang her.“

„Bal i da 's sag, Baua, daß 's a so is. I bin unta'n Johr bei dir ei'g'stanna (in Dienst getreten), in der Arndt (Ernte), und seit dera Zeit woach i von foan' Mannsbild nig mehr.“

„Du moanst vielleicht, i möcht mi von Zahl'n drucka, Benzi. Dös is aba it wöhr. I zahl scho, und i that glei an schön Betrag auf oamal hergeb'n, und na kunnst d' mit dem Geld heireth'n aa . . .“

„Dös waar mir freili dös liaba.“

„I sag da 's aufrichti; i hoach da'r an g'wiss'n Betrag, und du gibst den richtinga Bata o und sagst eahm, daß du a bissel a Bamög'n aa hoscht; und bal er g'scheit is, na heireth a liaba, als daß er si buclat zahl.“

„Aba, Baua, es is foana dol!“

„Herrgottsgagerament, jekt fangst d' ma wieda'r a so ol!“

„I muach sag'n, wia 's is. Wos hoscht 'n du dabo, bal i di o'liag?“

„Du liagst mi scho ol!“

„Auf Ehr und Seeligkeit it! Auf da Stell sollt' i tot umfall'n, bal's it wöhr is!“

„A!“

„Siehst d', Baua, i waar ja selm froh, wann i an lebenga Bursch'n aufwei'n kunn. Wei' de ganz Sach anderst waar, und bal er mi aa net heireth'n that, auf dös gang 's it z'samm, aba 's G'redt waar it so viel, und da Badruß a it . . .“

Der Schormayer schaute nachdenklich vor sich hin; er kratzte mit dem Fuß den Schnee zusammen und wieder auseinander. Es war still um sie herum.

Ein Ruhnäher, der in ihrer Nähe aufbaumen wollte, flog erschrocken und schimpfend weg.

Von weither klang eine Säge, und dazwischen auch der Ruf eines Holznechts.

Da fragte der Bauer vor sich hin, ganz leise, als wenn er mit sich selber redete:

„Wia denkst dir nacha du, daß dös werd?“

„I woach wohl it.“

„Hoscht du scho an Platz auf Dia'meh (Nichtmeh)?“

„Beim Untaburger kunn' i ei'steh' (in Dienst gehen).“

„Wos? Wei ins in Kollbach? In da nächst'n Nachbashaft?“

„Er hat mi sag'n lass'n, daß i zu eahm kemma sollt.“

„Und du hoscht di scho vadingt?“

„Na. I ho de Botschaft erscht gesting kriagt.“

Der Schormayer redete wieder laut und befehlhaberiich:

„Aus dem werd nig! Dös sag' i da glei.“

„Was will i macha? I muach do an Deanst ham!“

„Ja, muacht d' ham! In an ekla Monat woach dös ganz Dorf, wia 's bei dir steh. Dös sell geht it.“

Die Benzi schaute ihren strengen Herrn ganz und gar hilflos an. Aber der fuhr eifrig fort:

„Und wia lang ko'scht d' denn dei Arbet richti macha? Mitt'n an Summa muacht d' weggeh'. Na, dös paßt mi gar it.“

„Red'n muach mi na do, und sie was vodean (verdienen).“

„Aba'r it bei ins in Dorf. Du bischt vo Wolnzach umanand dahoam, gel?“

„I — ja.“

„Warum gehst na it dort hi? Du werscht dort aa'r an Platz find'n.“

„Bal i neamd mehr kenn', und meine Deut' leb'n nimma. Da bin i ganz fremd, und auf's Grad'wohl hi'lassa kon i do it!“

Der Schormayer dachte nach; und da fiel ihm sein Freund Tretter ein. Der war für so eine Sache zu brauchen.

„Vielleicht kunnst da i an Platz zuabringa,“ sagte er.

„Wo nacha?“

„Dös woach i jekt an Aug'nblick aa it, aba i bi mit an Händler bekannt, der wo weit umandum kimmt, und dem selln reib' i a bissel was ei', daß a für die an Deanst aussindt macht. Ja, dös thua i.“

„Werd' na do scho a richtiga Platz sei?“ fragte die Benzi kleinlaut.

„Warum it? Anderst wo is aa net schlechta wia'r in Kollbach.“

„Aba bis er oan findt?“

„Wis a'r oan findt, bleibst bei mir! Jekt geht 's auf a paar Wocha nimma z'jamm, und vielleicht kimmt ins scho bis Dia'meh was passet's unta. Is da recht a so?“

„Mi muach 's scho recht sei.“

„Na red'n ma nig mehr driiba. Und was i no sag'n will: i befrag mi bei an Advikat'n z' Dachau, ob dös it glei g'scheita waar, bal's du foan Batern überhaupts gar it o'gibst.“

„Na! Dös sell möcht i net!“

„I weg'n wos net?“

„A niad's Kind muach do an Batern ham!“

„Wo steht dös g'schrieb'n? Dös, glaab i, liab si ganz guat macha.“

„Na! Wia schaugst denn dös aus, bal dös Kind vo gar neamand waar?“

„Auf dös geht 's wohl net z'jamm, wann 's amal a ledig's is.“

„Na, auf dös sell laß i mi it ei . . .“

„Spreiz di no it gar a sol! Bal da Advikat sagt, daß so was nach 'n G'sej geht, z'weg'n wos soll'n denn mir nacha so a Blamatschi hermacha?“

„An Batern muach a niad's Kind ham, und dös waar ja grad, als wenn 's vo da Straf'n aufklaubt (aufgelesen) waar.“

„Mein Nama ko 's nia kriag'n.“

„Aba dös wurd' geschrieb'n, vo wem daß er is, und bal a gröka wurd, na wisset a do, wer 'n herg'jekt hot . . .“

„Du red'st g'rad, als wann's d' an Buam scho do hättst.“

„Bal's a Madl werd, is aa it anderst.“

„Paß auf, Benzi! Und thu ano it glei ob'n außi fahr'n! I woach ja heunt aa net mehra wia du. Aba bal da Advikat ins den Rath gab, g'seht den Fall, daß er 'n gab, na is do g'scheidta, mir thean, wos er sagt, indem daß a 's do besa vabsteht. Es is ja g'rad z'wenga (wegen) dem.“

Benzi gab keine Antwort. Zwischen den Augenbrauen saß ihr eine Falte, und in ihrem Schweigen lag ein trotziger Widerstand.

„Red amal a Wort!“ mahnte der Schormayer gutmütig.

„Da wissat ma'r amal gar nig vo eahm, bal nig g'schrieb'n werd, und d' Deut kunn't'n moana, woach Gott wos daß fürkemma is . . .“

„Dös is a G'redt, dös foa Hoamath it thot. Du muacht do vui (viel) g'scheidta sei. Mi kunn't'n mit anand an Hand'l macha. Bal da'r i an achthundert, a tausad March gab, nacha hättst du an auflieget's Geld, und waar it schlecht spekaliert, indem daß ja dös Kind sterb'n ko.“

„Aba'r a niad's muach an Batern ham!“

„Geah zua! Mi red'n heunt nig mehr üba dös, und übalegst da de Sach amal richti, na kimmt scho auf 'n Wastand, daß i 's g'rad guat moan. Und bal di oana heireth, der sell kunn't ja dös Kind o'nehma. Waar dös it des allabeicht?“

„Aba . . .“

„Na, jekt gehst hoam, und laß da nig o'fenna; und bal da Untaburga no mal was sagt, nacha laßt d' eahm wiss'n, daß du it moagt, oda sagst glei, du bleibst bei mir in Deanst.“

„Daß i bei dir bleib?“

„Ja. Na hojcht dein Muah. Und jekt pfiad di!“  
 „Pfiad Good (Behüt dich Gott)!“

„So a Weibsbild is scho wirkli was Dumm's,“ jagte der Schormayer zu sich selber und schaute der Zengi nach. „Auf dös kimmt oana gar it vo selm, wos dena all's eifallt. S' Kind muah an Vatern hamn, jagt s', und ganz wehleidi thuat s', als wann dös wos dabo hätt', bal s' mi ins Protokoll eini schreib'n! Na! Es is wirkli a so: sie san abscheu! dumm! Wia! Steh um, Brändl! Deh! . . .“ — Aber gar so einfältig waren die Gedanken der Magd nicht, als sie durch den stillen Wald ging und über lauter Sinnieren ihre Schritte langamer werden ließ.

Die letzte Meinung des Bauern hatte sich fest bei ihr eingeklebt.

Geld haben und einen heiraten, das wäre freilich das Beste und Schönste. Und als richtiges Frauenzimmer wußte sie allsobald, wer der selbige sein könnte. Eine Viertelstunde außerhalb Kollbach stand in einer Waldecke das kleine Haus, in dem tausend bare Mark eine gute Hilfe gewesen wären. Und es gehörte der alten Holzweberin, die zwei Kühe hatte und einen Sohn. Ueber den Winter verdingte er sich als Holzknecht, und im Sommer tagelohnte er, wenn daheim die Arbeit getan war, die nicht viel hieß bei den etlichen Tagwerken Acker und Wiesen. In der letzten Ernte hatte er beim Schormayer ausgeholfen, und sie waren oft beisammen gewesen in der Mittagszeit auf einem Feldrain oder im Schatten einer Haselnußstaube. Er war ein lustiger Mensch, der fed zu reden wußte mit jedem Mädel; und auch der Zengi hatte er diesmal was gesagt, das ihr jekt einfiel.

Vorhin, auf ihrem Weg zum Bauern, hatte sie ihn von weitem gesehen, und er hatte die Art niedergestellt und herüber geschaut. Wenn es der für gewiß hätte, daß sie tausend Mark kriegen könnte, ließe er vielleicht mit sich reden. Sie blieb stehen; seitab von ihr rief jemand in langgezogenem Ton, und dann fiel krachend ein Baum zu Boden.

(Fortsetzung folgt.)

## Lügen.

Von Gustaf Janzon.

1]

„Signor Fontanara! Signor Fontanara!“

Der Archäologe sah von den Papieren auf, die er vor sich auf der Bank hatte. Ein kleiner, bieder Mann mit einem roten Fetz, aber im übrigen europäisch gekleidet, kam den Fußsteig entlang, der nach dem Zelte führte. Fontanara suchte in seinem Gedächtnis. Wo hatte er diesen Menschen früher gesehen?

„Signor Fontanara!“ rief der Dicke im Fetz und winkte eifrig mit der rechten Hand.

Vergerlich über die Störung stand der Archäologe auf. Jekt fiel es ihm ein, der Mann war Dolmetsch an einem der Konsulate, er konnte sich nicht gleich besinnen, an welchem. Na, weshalb kam er und störte ihn, gerade wo die Ausgrabungen angingen, etwas zu versprechen.

„Signore!“ Der Dolmetsch steckte sein schweißtriefendes Gesicht durch die Zeltöffnung.

„Buona sera!“ grüßte der Archäologe kurz, indem er den Störenfried im stillen zum Kuckuck wünschte.

Der dicke Dolmetsch drückte sich ins Zelt hinein, pustend von seinem Geschwindmarich den Berg hinan, und begann:

„Sie sind doch allein, Signore?“

„Na nun! Er beantwortete nicht mal einen höflichen Gruß. Fontanara sah hochmütig auf den kleinen Mann nieder und seine Augen fragten: „Was meinen Sie eigentlich?“

Der Dolmetsch schien nicht das Geringste zu begreifen. Ein fettiges Lächeln erhellte seine Züge, als er geheimnisvoll flüsterte:

„Von den Arbeitern ist doch keiner in der Nähe?“

Der Archäologe steckte seine Rechte in die Aufschläge seiner Toppe und setzte ein Gesicht auf, das den anderen von Rechts wegen über seinen Irrtum hätte aufklären müssen.

„Schön!“ meinte der Dolmetsch, der das Schweigen für etwas anderes nahm als was es war. „Dann wollen wir sofort Ihre Siebenfachen zusammenpacken, Signore.“

„Was denn?“ Fontanara starrte überrascht den andern an.

„Sie müssen sich noch heut' abend auf die Strümpfe machen, verstehen Sie. Die Reisetasche paßt famos, groß, geräumig und feinad neu.“ Er nahm die betreffende Tasche und sah sich nach den Gegenständen um, die nach seiner Meinung hineingestopft werden sollten.

„Ich versteh Sie überhaupt nicht.“

„Heilige Madonna, wissen Sie es noch nicht? Dann bin ich wirklich keine Minute zu früh gekommen.“ Er trat dicht an Fontanara heran und flüsterte ihm ins Ohr: „Der Krieg . . . fängt heute an. Jekt begreifen Sie's wohl?“

Fontanara stampfte mit dem Fuß. Im selben Augenblick tat ihm seine Festigkeit leid, und er bot dem Dolmetsch die Hand.

„Und um mir das zu sagen, sind Sie eigens hergekommen, ich . . .“

„Na, doch natürlich,“ unterbrach ihn jener. „Jekt geht's los da draußen vor Tripolis . . . vermutlich auch noch auf ein paar anderen Stellen. Ich seh' ordentlich, wie die Türken aus dem Schlafe auffahren und sich die Augen etwas gründlicher als gewöhnlich reiben. Machen Sie doch nicht solch erstauntes Gesicht, Signore. Die Geschichte ist lange vorbereitet und gut überdacht. In einer oder höchstens zwei Wochen ist es abgemacht. Und Italien besitzt eine neue große Provinz jenseits des Meeres Evviva . . . ach so . . . hm! . . . still! Aber Sie sehen wohl auch ein, daß wir Sie hier nicht allein draußen in der Einöde lassen können. Das wollen wir lieber nicht riskieren.“

„Ja, ich seh' es ein,“ antwortete Fontanara verwirrt.

„In ein paar Tagen, vielleicht schon morgen ist die Neuigkeit in ganz Kleinasien verbreitet,“ fuhr der Dolmetsch mit unvermindertem Eifer fort. „Die Kerls hier draußen kriegen sie natürlich auch zu wissen, und wenn sie sich die Sache ein wenig bedacht haben, sagen sie sicher zueinander: hier lebt ein Italiener mutterseelenallein unter uns . . . Na, die Fortsetzung können Sie sich selber denken, Signore.“ Der Dolmetsch warf einen hastigen Blick auf seine Uhr. „Santissima, wenn wir zur rechten Zeit zum Bahnhof kommen wollen, müssen Sie sich spiten. Nehmen Sie nicht den Anzug mit, Signore! Die Papiere, ein paar Bücher, den Revolver und vor allem die Moneten. Wenn Sie mehr Gepäck mitnehmen, sieht es nicht natürlich aus. Man wittert schon was in der Luft. Also, Signore, wir haben gerade zehn Minuten, keine Sekunde mehr.“

Fontanara sah ein, daß er sich nach dem andern richten mußte. In größter Eile ordnete er seine Manuskripte und Aufzeichnungen . . . wann würde sich ihm die Gelegenheit bieten, seine groß angelegte Arbeit zu vollenden? Dann war es das Geld. Die Brieftasche steckte in der Innentasche des besten Rocks. Er zog sich um, vertauschte seine türkische Kopfbedeckung mit einer leichten Reiseumütze . . . seine Schuhe . . .

„Sie haben keine Zeit,“ sagte der Dolmetsch, der seinen Blick verjand.

Nun ja, er konnte leicht ein Paar neue in der Stadt kaufen.

„Fertig,“ verkündete Fontanara und schloß die Reisetasche zu.

„Fünf Minuten gewonnen. Gehen wir denn!“

Fontanara ging der Zeltöffnung zu. Die Sache war so überraschend gekommen, daß es ihm nicht eingefallen war, Einwendungen zu machen. Aber nun quoll auf einmal die Bitterkeit in seinem Innern auf. Mit wie großen Erwartungen war er nicht an diese Ausgrabungen gegangen. Er hatte mehrere Jahre gebraucht, um den Plan auszuarbeiten und die Mittel dafür zu sammeln. Es glückte ihm, der Staat bestritt einen Teil der Kosten für die Expedition, was schelte, schossen einige reiche Privatleute zusammen. Pietro Fontanara besah einen in wissenschaftlichen Kreisen geachteten Namen. Er war in Fiorellis Schule gegangen, hatte einige kleinere Grabungen selbständig geleitet und dabei in jeder Hinsicht seine Tüchtigkeit bewiesen. Seine begeisterten Worte von den Verpflichtungen der Nachwelt gegen eine glänzende Vergangenheit gewannen alle. Voller Zuversicht, seine Aufgabe lösen zu können, kam er in Kleinasien an, engagierte Arbeiter und begann mit den vorbereitenden Untersuchungen. Es zeigte sich bald, daß die Ausgrabungen ein einzig dastehendes Resultat versprochen. Bieviel die jegige Zeit auch an den Tag gebracht, barg die Erde noch immer ungehobene Schätze. Jeder Tag schenkte neue und interessante Funde . . .

Und jekt?

Er hatte einen außergewöhnlich glücklichen Anfang gemacht, nichts mehr. Für die Jetztzeit war eine Erweiterung ihrer Untersuchungssphäre von größerer Wichtigkeit, als alles Forschen in den Geheimnissen der Vergangenheit. Natürlich . . . nein, für ihn war es doch nicht so natürlich. Der Krieg setzte seine Hoffnungen fort, seine Arbeit, seine Zukunft. Denn wer garantierte ihm, daß es ihm je vergönnt sein würde wiederzukommen, um das unter so glücklichen Auspizien begonnene Unternehmen zu Ende zu führen?

„Signor Fontanara!“ ermahnte der Dolmetsch.

Der Archäologe suchte die Schultern. Mit dem Hoffen und Planemachen war es aus. Er mußte fort. Der Krieg bereitete viel mehr als nur seine Ausgrabungen. Er seufzte tief.

„Vorwärts also!“

Sie gingen den abschüssigen Weg hinab. Fontanara mißmutig und unerschlossen, der Dolmetsch mit einem zufriedenen Lächeln auf dem feisten Gesicht.

„Signore!“ Die Ansprache war undeutlich, aber die Stimme klargewollt.

„Sind Sie's, Puffuf?“ Fontanara blieb stehen.

Ein hochgewachsener, breitschultriger Türke kam ihnen nachgelaufen. Er sah fragend auf die Reisetasche in der Hand des Archäologen.

„Eine unerwartete Nachricht. Ich muß zur Stadt,“ erklärte ihm Fontanara in Eile.

Der Türke sah ihm treuherzig in die Augen. Er hatte es sich gedacht. Und als er den Archäologen in Begleitung eines anderen Europäers auf den Weg abbiegen sah, war er ihm nachgelaufen. Die Reise nach der Stadt dauerte ja wenigstens zwei, vielleicht gar

drei Tage, und hier konnte am Ende irgend etwas Besonderes ein- treffen. „Hatte Signore nichts zu befehlen?“

Fontanara betrachtete diesen prächtigen Arbeitsvormann, den ihm ein glücklicher Zufall verschafft hatte. Wie gut verstand nicht Yusuf Hali seine Orders, und wie geschickt fing er's nicht an, daß sie zur Ausführung kamen. Der Mann besaß keine Bildung — woher hätte er die auch haben sollen? — er war statt dessen begabt, seine Energie war ganz einfach großartig, und seine Fähigkeit, sich in alles Neue hineinversetzen zu können, zeugte von einer außer- gewöhnlichen Intelligenz. Nach einer Woche schätzte Fontanara Yusuf Hali, nach zweien hatte er ihn lieb gewonnen. Und dasselbe war bei dem Türken der Fall. Auf alle mögliche Weise hatte er das gezeigt . . . und . . .

Fontanara fuhr zusammen, der Dolmetsch hatte ihn warnend am Arm berührt.

„Hier, nehmen Sie, Yusuf, die Ablöschung für die Woche.“ Der Archäologe gab dem Vornamen das Geld, während ihn dieser er- staunt und fragend anblickte. Es kann sein, daß ich nicht recht- zeitig genug wieder hier bin, sehen Sie, Adien!“

„Aber Sie kommen doch wieder?“ fragte Yusuf Hali. „Ich will Sie so gerne wiedersehen.“

„Natürlich,“ antwortete der Dolmetsch an Fontanaras Stelle.

Yusuf senkte den Kopf und der Archäologe setzte sich in Be- wegung. Als er nach einer Weile zurück sah, stand der Türke re- gungslos auf dem Gipfel der Anhöhe und blickte den Fortgehenden nach. Fontanara nahm seine Mütze ab und winkte einen herz- lichen Abschiedsgruß. Yusuf Hali führte die Hand an seine Kopf- bedeckung und grüßte militärisch.

Das war ja wahr, er hatte als Unteroffizier bei einem euro- päischen Regiment gedient; Fontanara erinnerte sich jetzt dessen, und er fügte hinzu: „Ein prächtiger Mensch, es war mein gutes Glied, daß er sich mit einem Offizier erzünte und Abschied nahm, gerade rechtzeitig, um mein Gehilze zu werden.“ Nein, rechtzeitig, um es nicht zu werden. Nun würde wohl irgendein Deutscher oder Franzose oder Engländer zu seiner Zeit die Ausgrabungen fort- setzen. Aergerlich beschleunigte er die Schritte.

Nach einer Viertelstunde sahen sie in der Ferne das kleine Bahnhofsgebäude. Aber es dauert doppelt so lange, es zu erreichen.

Sie kamen noch eben zur rechten Zeit und fanden Platz in einem leeren Abteil. Fontanara kroch in einer Ecke zusammen und überließ sich seinen bitteren Gedanken. Die Mühen langer Jahre waren umsonst gewesen, seine zuverlässige Arbeit war wert- los geworden.

(Fortsetzung folgt.)

### Die erste Erstürmung der Bastille.

Die dritte Republik hat bekanntlich den 14. Juli, den Tag, an dem das Pariser Volk im Jahre 1789 die Bastille erstürmt hat, zum Nationalfest erhoben. Diese revolutionäre Tat war bekanntlich ein mehr symbolischer Akt. Die Bastille war ja seit langem nichts mehr als ein Gefängnis für Angehörige der privilegierten Klassen. Weniger bekannt ist die Tatsache, daß die Bastille schon einmal von aufständischen Pariser Bürgern erobert worden ist, zu einer Zeit, wo sie nach der alten Chronik der Mönche von St. Denis „das überaus starke Kastell des heiligen Antonius, jener fast uneinnehmbare, mit aller Art Waffen und Belagerungsinstrumenten ausgerüstete könig- liche Platz“ war.

Dieses bedeutungsvolle Ereignis spielt in der Epoche der großen Kämpfe der mittelalterlichen Kommunen um ihre Selbstständigkeit. Besonders heftige Formen nahm die städtische Bewegung an, als das Königtum unter Karl V. die Permanenz der Steuern eingeführt und damit das Bewilligungsrecht der Gemeinden aufgehoben hatte. Das Königtum hatte sich so zum erstenmal in Gegensatz zur Bour- geoisie gestellt, deren Bestrebungen es vordem gegen die Feudalen unterstützt hatte. Als Karl V. gestorben war, wuchs die Aufregung. Es brachen bewaffnete Aufstände in Paris und in den Hauptorten der Provinzen des Zentrums und des Nordens aus, und diese Bewegung hatte merkwürdige Zusammenhänge mit der gleich- zeitigen Erhebung der flandrischen Gemeinden unter der Führung Gents. Zwischen den flandrischen Kommunen und den französischen Bourgeois wurden Briefe gewechselt, die die Gemeinsamkeit des Kampfes gegen die königliche Zentral- gewalt und den Adel verkündigten. Die Rot vereinigte König und Adel. Karl VI. warf 1383 die Flandern nieder, und seine Armee hauste nach ihrer Rückkehr in Paris wie in einer eroberten Stadt. Es gab Hinrichtungen und Güterkonfiskationen in Menge. Eine königliche Ordonnanz hob die alten Freiheitsrechte, ihren Schöpfen- stuß, ihre Gerichtsbarkeit, ihre Ritz, die Unabhängigkeit ihrer Häupte auf. Und ebenso erging es den Provinzstädten. Dazu kamen überall ungeheure Geldauslagen, deren Erträgnisse aber zu mehr als zwei Dritteln an den Fingern der Prinzen und Hofleute hängen blieben. Die Reaktion dauerte 29 Jahre, während der das Land durch eine elende Verwaltung, durch die infolge der geistigen Er- krankung des Königs eintretende politische Anarchie, durch Bürger- krieg und bald auch durch die englische Invasion völlig zerrüttet wurde. In den Städten aber kam jetzt mit der neuerlich stärker einsetzenden Oppositionsbewegung eine andere Schichte des Bürger- tums zu führender politischer Bedeutung. Das alte städtische Patriziat des Handels und der königlichen Gerichtshöfe war wirt-

schafflich ruiniert worden, an seiner Stelle kamen die reichen Bürger aus den Handwerken zur Bedeutung. Der berühmte orleanistische Historiker Augustin Thierry nennt sie in seiner „Geschichte der Formation und der Fortschritte des dritten Standes“ eine „weniger aufgeklärte Klasse von größeren Sitten“ und be- schuldigt sie, an der „zügellosen Demagogie der Pariser Bevölkerung“ während der Erhebung von 1412 Schuld gehabt zu haben. Und ganz besonders jammert er darüber, daß sich damals eine Erscheinung gezeigt habe, von der „auch die modernen Kriechen ein trauriges Beispiel gegeben“ hätten, nämlich „eine politische Allianz der gebildeten Klasse, der spekulativen Geister und des unwissenden, brutal leidenschaftlichen Teiles des dritten Standes“. Nach der Wiederherstellung der freien Verfassung von Paris sah 1413 der berühmte Arzt Jean von Trojes an der Seite der Schlächter Saint-Yon und Legois im Gemeinderat. Und die Universität selbst forderte durch den Mund eines ihrer Professoren im Namen des Volkes öffentlich Abstellung der politischen Schäden.

Man hat diese Periode der Pariser Stadtgeschichte durch den Namen Caboché und das Schlagwort der „écorceurs“, Schinder, charakterisieren wollen. Die alten Chroniken und die neueren Ge- schichtswerke der herrschenden Klassen — auch noch ein großer Ge- lehrter wie Thierry — haben zusammengewirkt, um sie als eine Zeit anarchischer Gewalttätigkeit und blutigen Pöbelgrewels er- scheinen zu lassen. Wie so oft in der Geschichte der Volks- erhebungen, erweist sich auch diesmal diese Charakteristik bei unbefangener Forschung als ein tendenziöses Legendenwerk, das die Ereignisse und die Menschen aus Vorurteil oder absichtlich in eine falsche Perspektive bringt. Im neugewählten Gemeinderat hatten die Schlächtermeister einen großen Einfluß. Ihre Gesellen, namentlich jene Gruppe, die écorceurs genannt wurde, waren die Stütze des neuen Regiments. Die Tatsache, daß dieser Beruf wenig Anziehungskraft auf sentimentale Gemüter hat, zeigte sich auch in der Insurrektion von 1413. Simon Caboché, ein écorceur, wird als führende Persönlichkeit dieser Epoche hingestellt, und da schon die professionelle Bezeichnung „Schinderknecht“ die Phantasie leicht in Bewegung bringt, war es der reaktionären Legenden- fabrikation nicht schwer, das ganze Bild der revolutionären Periode auf die Vorstellung von Mord- und Raubleben der „Cabochiens“ und „écorceurs“ zu reduzieren. In Wirklichkeit handelt es sich im ganzen um eine energische Aktion der revolutionären Gemeinde gegen die zweideutigen Elemente. Der alte Geschichtsschreiber Jubenal des Ursins spricht von „schlechten Leuten, Kuttlern, Schlächtern und Schindern, Kürschnern, Schneidern und anderen armen Leuten aus den unteren Ständen“. Er berichtet: „Sie zogen durch Paris in Scharen und verließen ihre Handwerke. Und da sie derart nichts verdienten, mußten sie plündern und rauben und so toten sie aus eigener, privater Autorität. . . . Man nahm Leute her, denen man unterstob, irgend etwas getan zu haben, und woran aber nichts Wahres war, und sie mußten — ob recht, ob un- recht — mit Geld büßen. Und wenn sie nicht sofort Zahlung leisteten, schickte man sie in verschiedene Gefängnisse und legte Sergeanten in ihre Häuser, bis sie das Geforderte gezahlt hatten.“ Wie schon der letzte Satz zeigt, stimmt die Sache mit den privaten „Expropriationen“, um ein modernes Wort zu gebrauchen, nicht. In der Tat war Caboché nur einer der Kommandanten der Pariser Stadtmiliz, und er hat in der Revolution durchaus nicht die führende Rolle gespielt, die ihm die Legende zuschreibt.

Ueberhaupt ist die ganze Geschichte von den écorceurs und ihrem Terrorismus ein reaktionärer Mythos. Eine Hauptfrage des neuen Gemeinderats war vielmehr die Sorge für die öffentliche Sicherheit in Paris, die durch die Mordtaten der großen und kleinen Edelleute gar ins Arge geraten war. Als Jean von Trojes erster Schöffe von Paris geworden war, reorganisierte er die Polizei. Da sich die Bourgeois zu dem ihnen auferlegten Dienst in einer Truppe, die als Vorbild der Nationalgarde angesehen werden kann, nicht gern hergaben, beschloß man die Er- richtung eines festen Korps von 500 Mann, dessen Kommando den drei Brüdern Legois, sehr angesehenen Schlächtermeistern, zu- geteilt wurde. Man überließ ihnen aber auch die Rekrutierung der Mannschaft und es ist sehr begreiflich, daß sie diese aus ihren Gesellen nahmen, deren Ergebenheit für die Volkssache ihnen bekannt war. Dieses ist der geschichtliche Kern der Geschichte von den „Schindern“. Wie wenig deren wirkliche Tätigkeit den reaktionären Schilderungen entspricht, geht daraus hervor, daß Paris unter dem neuen Regime förmlich aufatmete und daß zwei Jahre hindurch von keinem Mord in den Straßen gehört wurde. Ein Arzt, Dr. Malpaigne, Professor der Chirurgie in Paris und Deputierter, hat 1842 in einem Werke: „Briefe über die Geschichte der Chirurgie“ das Andenken seines Vorgängers Jean von Trojes von der Beschuldigung, mit Nordbrennern Hand in Hand gegangen zu sein, gereinigt und dabei auch das Lügengewebe um die Person Cabochés mit der fundigen Hand des Operateurs zerschneiden. Seine Arbeit ist elf Jahre vor dem Buch Thierrys erschienen, der von ihr indes keine Notiz ge- nommen hat. Dagegen läßt sie Jules LeFranc in einem Artikel im „Temps“ als zuverlässiges Werk gelten.

Wir wollen nun die Vorgeschichte des ersten Bastillensturmes in ihren wichtigsten Vorgängen wiedergeben: Während der Geistes- krankheit Karls VI. ließ einer der Prinzen, die mit einander um die Obhut des Kranken und damit um die Ausübung der königlichen Gewalt kämpften, der Herzog von Burgund seinen Gegner, den

Herzog von Orléans ermorden. Um seine Macht zu erhöhen, verband er sich mit der Bourgeoisie und stellte die alten Freiheiten von Paris wieder her. Nach einem Vierteljahrhundert wählten die Bürger 1411 zum erstenmal wieder Schöffen und einen Gemeinderat, der diesmal fast nur aus Handwerklern bestand. Von den Schöffen war Jean de Troyes, ein würdiger, in den öffentlichen Geschäften erfahrener, sehr beredter Greis, der angesehenste. Er wurde der leitende Kopf, sozusagen der Kanzler der städtischen Revolution. Einer seiner drei Kollegen, Jean Saint-Don, gehörte der Schlächterzunft an.

Wie später während der Revolution von 1789 wurde die Bewegung durch Ereignisse der auswärtigen Politik vorwärtsgetrieben. Der 1412 mit den Engländern geschlossene Friedensvertrag, der Frankreich zerstückelte, ließ das Volk an Verrat der Prinzen, die den Dauphin (Kronprinzen) umgaben, glauben. 1418 verweigerten die zusammenberufenen Generalsstaaten neue Steuern, da der Hof die öffentlichen Gelder vergeude. Zur selben Zeit beherrschte der Herzog von Burgund die Universität und die Gemeinde, einen Plan administrativer und Justizreformen auszuarbeiten. Während dieser Arbeit aber zeigte sich, daß der Hof seine forumprierende Tätigkeit fortsetzt. Der Prevôt (Stadtvorsteher) Desessert wurde des Verrats überwiefen. Am Morgen des 28. April verbreitete sich das Gerücht, daß er sich des Postens von Charenton und der Bastille, die die Zufuhr von der oberen Seine beherrschte, bemächtigt hätte. Das Volk gerät in Bewegung. Jean von Troyes ruft die vier Kommandanten der Stadt eilig zusammen, sie rufen das Volk zu den Waffen. Das Volk dringt in das Rathaus ein und zwingt den Vorsteher, ihm das städtische Banner auszuliefern. Am nächsten Morgen ziehen Jean von Troyes und seine Kollegen an der Spitze einer Volksmenge, die bald auf 20 000 answillt, vor die Bastille. Während ein Teil dort zurückbleibt, strömt der andere, größere, vor den Palast des Dauphins, der sich am Fenster zeigen muß. Jean de Troyes hält an ihn eine Ansprache, worin er, nach den in jener Zeit unerlässlichen Lokalitätsversicherungen, doch klipp und klar fordert, daß die verräterischen Ratgeber, die an der schlechten Erziehung des Prinzen schuld seien, dem Volk übergeben würden. Der Rede folgte die Tat. Die Tore des Palastes werden erbrochen und 15 Höslinge nach dem Palast des Herzogs von Burgund geführt, zwei Diener des Herzogs von Verry getötet und ein Sekretär des Königs in die Seine geworfen. Am nächsten Tag, den 30. April ergibt sich die Bastille. Henri, der Sohn Jeans von Troyes und Arzt gleich seinem Vater, übernimmt das Kommando in der wichtigen Festung.

Die Revolution aber nimmt ihren Fortgang. Am 12. Mai hält Gustave von Paris, Doktor der Theologie, dem Dauphin eine lange Standrede. Ihm folgt Jean von Troyes. Der Dauphin bleibt stumm. Hierauf geht der Volksführer Hélon von Jacquemille zu stärkeren Argumenten über. Er läßt den Kammerer des Fürsten und andere Herren, darunter den Herzog von Bar, den Onkel des Dauphin und Bruder der Königin ergreifen und ins Gefängnis führen. Das wirkt. Am 18. Mai setzt der Dauphin die weiße Kappe auf, die ihm Jean de Troyes gereicht hat. So wie Ludwig XVI. später die rote Jakobinermütze aufsetzen mußte.

Der Sieg des Volkes ist besiegelt. Am 26. Mai begibt sich der König mit den Herzogen von Cahenne, Verry und Burgund, alle mit der weißen Mütze bekleidet, nach dem Parlament. Fürsten und Prälaten leisten dort den Eid auf eine neue königliche Ordonnanz, die von nun an als Grundgesetz des Königreiches gelten soll. Diese Ordonnanz, die nicht weniger als 258 Artikel enthält, ist ein vollständiges Gesetzbuch der Verwaltung, mit Bestimmungen über eine aus Wahlen hervorgehende Beamtenhierarchie — im Gegensatz zur üblichen Käuflichkeit der Ämter, die ganz abgeschafft wird — über die Buchhaltung, über den Schutz der Angehörigen aller Klassen gegen Ungerechtigkeit, über den Schutz der Bauernrechte, über das Recht der Bauern, sich zur Verteidigung gegen Plünderer zu bewaffnen und gegen neue Jagd- und Steuererlässe der Junker zu wehren. Diese letzten Bestimmungen sind um so bemerkenswerter, als sie die Forderungen einer städtischen Revolution waren, die sich so über die Enge und Beschränktheit der mittelalterlichen Welt erhob.

Diese Ordonnanz bringt Thierry durch ihre Mäßigung in Erstaunen. Sie ließ nämlich die königliche Gewalt unangestastet und reformierte nur die Verwaltung. Es bleibt dem bourgeoisliberalen Historiker nichts übrig, als zu erklären, daß sich „die ruhigen Ideen der allgemeinen Wohlfahrt trotz oder vielleicht dank der Unordnung zutage geringen hätten“. Er beschuldigt dafür die „Egaltierten und Turbulenten, die Schlächter und ihre Bundesgenossen“, durch die Erzeße die Niederlage der Bourgeoisie verschuldet zu haben. In der Tat hatte die Ordonnanz vom 25. Mai nur drei Monate Bestand. Aber die Schuld an diesem Zusammenbruch hatte die begüterte Bourgeoisie, die mit der neuen, strengeren Steuerwirtschaft unzufrieden war und sich aus Furcht vor dem niederen Volk zum Ausgleich mit der herrschenden Klasse bereit fand. Vergebens protestierte Jean von Troyes, der von einem „mit Fuchsfallen gestützten“ Frieden sprach. Ähnlich wie später Marat sagte er, es gäbe hier Leute mit zuviel Mut, es sei nötig, daß man es ihnen abzupfe. Aber der König ließ seinem Sohne die Schlüssel der Bastille abnehmen, und er selbst wurde von seinem Amt als „Concierger“ des Justizpalastes entsetzt. Er mußte sich vor der gegen ihn aufgeregten Volksmenge in die

Provinz flüchten, wo er anscheinend ermordet worden ist. Sein Sohn Henri wurde aus dem Königreich verbannt. 1426 war er aber wieder in Frankreich, wie einst sein Vater als geschworener Arzt des Königs in Châtelet. Nur daß es der „König von England und Frankreich“, der „Landesfeind“, war, dem er diente. Die Bourgeoisie war ja in jener Epoche noch weit entfernt vom Patriotismus, der überhaupt, wie Anatole France in seinem Buche über Jeanne d'Arc gezeigt hat, erst später geboren werden sollte.

O. P.

## Eine divina comedia des Tripolis-krieges.

Ein kurzer „militärischer Spaziergang“ sollte Italien in den Besitz Tripolitaniens bringen, dann sollten in jenen nordafrikanischen Gefilden die Segnungen europäischer Zivilisation blühen, die Eingeborenen sollten aus den Ketten grausamer Barbarei befreit und unter dem grün-weiß-roten Banner zu freien und glücklichen Menschen werden. Aber diesem phantastischen Traum des italienischen Imperialismus ist ein böses Erwachen gefolgt. Aus der „passaggiata“ ist ein langwieriger Kolonialkrieg geworden, der durch die italienischen Kreuzer und Torpedoboote auch auf die Inseln des Ägäischen Meeres übertragen und durch seine Bedrohung der Dardanellen zu einer ständigen Gefahr für den europäischen Frieden wurde. Die Welt des Islam aber hat die Aussicht auf die Zivilisation der europäischen Kulturstaaten zu wildem Widerstande aufgestachelt; neben und unter dem Reformtürken, den abendländische Kriegskunst geschult hat, kämpft der wilde Beduine und Verber gegen die Schnellfeuergeschütze und Maschinengewehre der christlichen Kulturbringer. Dieser Krieg mit all den Schrecken und Brutalitäten eines Kolonialkrieges ist nichts als eine große Lüge und ein Pohn auf alles, was menschliche Kultur und Fortschritt heißt, eine Lüge, deren Ende und grausige Folgen noch gar nicht abzusehen sind. Und so ist denn auch schon jetzt, während noch italienische Granaten im Wüstenlande plagen, ein Dichter als Ankläger gegen diesen Krieg aufgestanden und hat mit leidenschaftlichem Borne die Wirkungen dieses Krieges in ihren zahllosen Verzweigungen künstlerisch darzustellen versucht. Seinem Buche hat er aber mit vollem Recht den Titel „Lügen“ gegeben. Der Dichter ist der Schwede Gustav Janson. Seine „Geschichten vom Kriege“ sind in deutscher Sprache im Verlage von Georg Meiseburger in Leipzig erschienen, der auch schon andere Werke des nordischen Dichters, so „Die Insel“, eine Schilderung schwedischen Volkslebens, „Die Gefahr“, eine Erzählung aus der Sonnenzeit herausgegeben hat.

In den „Lügen“ gibt Janson in sieben, durch einen dünnen Faden mit einander verbundenen Novellen eine oft an die Grauel von Dantes Hölle erinnernde Schilderung des Krieges in heißem Wüstenlande. Seine Gestaltungskraft wird durch eigene Anschauung von Land und Leuten in Nordafrika befruchtet und die Darstellung der Kämpfe auf tripolitaniischem Boden ist entschieden das Beste in seinem Werke. Daneben läuft freilich mancherlei mit unter, was lägelnder Verstandesarbeit am Schreibtiisch entspringen ist. Janson hat es verstanden, sich in das Seelenleben der italienischen Soldaten hineinzuverlegen, die Wirkungen des Drills und einer unklaren Kriegsbegeisterung, dann aber auch die demoralisierenden Einflüsse des Kolonialkrieges darzustellen. Der ehemalige Anarchist, der ausgehurgerte und verpafste Bauernsohn Süditaliens, kurz, alle die verschiedenen Menschen, die jetzt den Versaglerihelm mit dem Hahnenfederbusch tragen, sie werden alle unter dem Einfluß der afrikanischen Sonne, bei der unaufhörlichen, benenzerrüttenden Kampfbereitschaft zu Wesen, in denen die bestialischen Urinstinkte erwachen. Ebenso lebenswahr weiß Janson die verschiedenen italienischen Offizierstypen zu zeichnen. Als Gegenstück hierzu schildert er dann die Empfindungen der mohammedanischen Eingeborenen der Dase von Tripolis, die auf die Röhheit der italienischen Eroberer mit ihrer naiv-barbarischen Verteidigung antworten. Ein Gemälde von echt orientalischem Farbenpracht entwirft er in seiner Erzählung „Die Phantasia“, in der er in das Leben und in die feudalen Intrigen eines Beduinenstammes im Innern hineinführt, dessen Raub durch einen türkischen Offizier zum Kampfe gegen die Ungläubigen aufgefordert wird. Meisterhaft ist die Schilderung, wie sich die fanatischen Wüstenöhne den italienischen Feuerschiffen und Schützenlinien entgegenwerfen. Mehr lug als künstlerisch ist in dieser Erzählung, was der Dichter den jungen, ehrgeizigen Raubsohn über das Erwachen des Panislamismus sagen läßt.

„Die Geschichten vom Kriege“ sind eine flammende Anklage gegen den Krieg überhaupt. Das Buch ist künstlerisch wertvoller und vor allem zeitgemäher als Verta von Sutners „Die Waffen nieder!“ Sein Titel und sein Inhalt werden am besten durch die Worte eines jungen Kriegsfreiwilligen, eines Altertumsforschers, charakterisiert, die dieser, zu Tode verwundet, zu seinem Freunde, einem Arzte, sagt: „Es ist Lüge . . . alles . . . alles . . . alles. Ich ging als Freiwilliger mit, nicht um zu kämpfen, sondern um die Wahrheit zu suchen. Ich fand die Lüge. Alles am Kriege ist unauflöslich mit der Lüge verknüpft. Die zwei gehören zusammen, sie sind eins wie Leib und Seele. Der Leib ist der Krieg, die Seele ist die Lüge.“

E. D.